



Gabriele Wohmann

Gabriele Wohmann über Jean Améry: „Hand an sich legen“

Sein Tod ist nicht einladend

Das neue Buch des österreichischen Autors Jean Améry, 63, dessen Essay-Band „Über das Altern“ 1968 starke Beachtung fand, ist ein radikales Plädoyer für den Freitod als Akt „der äußersten möglichen Bekräftigung meiner Freiheit“. Améry verteidigt das Recht des „Suizidärs“ auch gegen die hilfsbereite „Anmaßung der Gesellschaft dem gegenüber, der aus ihr ausbricht“. — Gabriele Wohmann, 44, schrieb unter anderem die Romane „Abschied für länger“ und „Ernste Absicht“ und veröffentlicht in diesem Herbst die Erzählung „Ausflug mit der Mutter“.

Mir ist das Buch psychosomatisch schlecht bekommen. Wie mit verdorbenem Magen habe ich es gelesen, auf einer Hinfahrt doch immerhin noch gereizt, auf der Rückfahrt schon ganz neugierlos, im Gefühl einer Enttäuschung, wie verdonnert zu einer seelischen Mangelkrankheit, auf die mit Empörung zu reagieren wäre.

Diese Empörung könnte sich in verschiedenen Widerstandshaltungen äußern: blindlings, geradezu fast fromm, betrachte ich das *Busch-und-Tal*-Angebot entlang meiner Strecke zwischen Hamburg und Frankfurt; zahlenversessen ergebe ich mich dem Stumpfsinn statistischer Selbstmordermittlungen; wissenschaftsgläubig halte ich mich an die von Améry sehr verachteten Psychologen/Psychoanalytiker und an deren Interpretationsversuchungen; hoffnungssüchtig verliere ich die von Améry noch viel mehr verachteten und aus Feindseligkeit beinahe verleugneten Theologen nicht aus den Augen.

In die drei Sprachen der Kunst kann ich mich jederzeit zurückretten. Über die Todesarten reden, über den Tod reden, also auch über den, zu dem einer sich selber aufrafft (in dieser äußersten Unfreiheit auf eine außerordentliche und überhaupt nicht meßbare, nicht zu bewertende Weise *frei*), das heißt, das allerbreiteste Spektrum der Denk- und Gefühlsrichtungen der Menschheitsgeschichte vor sich zu wissen.

Wie kommt es denn zum Eindruck, daß ich mich mit jeder Zeile der fünf Kapitel Amérys, die diskursiv von der vorauszusetzenden Unfreiheit alles Seins zur bedingten Freiheit des Freitods führen, in eine ausgeödete Verarmung überredet fühle, wortreich ver-

lockt zu extremer Enge und Einseitigkeit: absolut vergebens!

Zum Glück spüre ich ständig das Übergewicht der unzähligen Gegenargumente. Ich bin sozusagen bis zur Kehle vollgestopft mit dem Einspruch. Nein, Améry richtet nichts aus zum Beispiel gegen Horkheimers „Verteidigung des weiten Sinnes der irreduziblen Sehnsucht, für die der Gottesglaube Wörter und Hoffnungen hat“, die viel mehr sind als bloße Apologie.

Und für diese Sehnsucht, die ich mit dem Todesverlangen genau so wie mit dem Lebensverlangen des Menschen mische (also mit seinem positivistisch-

kommt ihm bis hinein in seine Antwort „nichts“ keineswegs dazwischen.

Das Buch ist nicht dick, in seinem Vorwort posiert der Autor als einer, der vorhat, bescheiden und skeptisch zu sein, der nichts weiter will — nichts weiter? Als wäre das nicht von vornherein viel zuviel und deshalb zur Vergleichenkeit verdammt — als dies: den winzigen letzten Moment zu erfassen, seine Voraussetzungen auszuforschen, ihn danach wie eine Art Röntgenaufnahme von der fürchterlichsten einzigen Freiheit zu präsentieren. Ich wiederhole es mir: das ist ein kleines Buch. Ist es darum schon anspruchslos? Gerade nicht! Mit seiner Diskursivität täuscht der Autor vor, seinem radikal letzten, diesem wortwörtlich *atemnehmenden* Thema werde eine Schreibhaltung der Beschränkung am redlichsten gerecht.

Sie ist aber ein Trick. Ich möchte den Wälzer ja nicht lesen, vielleicht nicht, den Améry dennoch hätte vorlegen müssen. Seine Bescheidenheiten kommen mir unentwegt wie Unterschlagungen vor. Er ist ein gelehrter, ein belesener Publizist. Er hat sich mit der Suizidologie beschäftigt, gewiß sehr gründlich. Ich stelle mir seine imponierende Bibliothek vor und daß er Dichtung zitieren kann. Er ist gebildet und sicher auch gnußfähig und hat Auführungen der Matthäuspasion gehört, er kennt Schuberts „Gute Nacht“ und „Wandrer's Nachtlid“, ja Goethe selbstverständlich sowieso, doch wie etwas Vermeidbares; er betritt Kirchen mit sachverständigem Kunstinteresse, er weiß wirklich Bescheid — so stelle ich mir vor, abschweifend vom Text, der das alles erst gar nicht argwöhnen lassen will — über das Unsterblichkeitspotential, das Unendlichkeitsmaterial.

Aber er erfüllt seine Informationspflicht nicht. Ihm genügen Sartre, Schnitzler und einige französische Publizisten, suizidologische Denkgefährten. Von sämtlichen Zeugnissen gegen die pur augenfällige Absurdität des Seins, gegen die Hilflosigkeit des bloß Erlernbaren, bloß Erfahrbaren und die Grenzen des menschlichen Gehirns, von den Zeugnissen also *für* einen Sinn des Todes, der identisch ist mit einem Sinn des Lebens, schweigt Améry. Er verschweigt den Widerstandsstoff. *Der*



Jean Améry:
„Hand an sich
legen“
Ernst Klett
Verlag
Stuttgart
132 Seiten
16 Mark

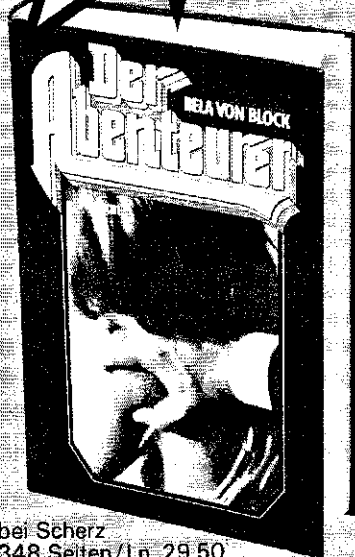
wissenschaftlich-realistisch nie strikt fundierbaren Sinn- und Glücksverlangen), stehen mir in jeder Améry-Lese Sekunde halt nicht nur Psalm 63 und Jesaja 43/1 zur Verfügung — unaufhörlich bin ich auch nicht verlassen von den Komplizen der Aussagen, die in der Musik, in der Sprache, in Bildern gemacht worden sind, die ich beim Denken an den Tod immer einbeziehen muß, die der Endlichkeit das Unendliche eben ihrer Fortdauer abverlangen. Die das Nichts widerlegen, auch das philosophisch spekulierende Nichts, das „doch etwas ist: denn nichts ist nichts“.

Die schließlich Améry widerlegen, dem der tote Hölderlin doch eigentlich so ist wie gar kein Hölderlin: Er benutzt dieses Beispiel, er fragt sich, was denn Hölderlin davon habe, daß er für den Abiturienten oder für den Literaturwissenschaftler gegenwärtig ist, und die innere Verkehtheit dieser Frage

**Ein Knüller
für Robbins-Leser!**



**Aktion
Brisanz
Leidenschaft**



bei Scherz
348 Seiten/Ln. 29,50
In jeder Buchhandlung

du von dem Himmel bist, Goethes schöne kühne Behauptung, übersteht gut Amérys apodiktisches Nichtigkeitspathos: das eine ist Dichtung, das andere ist die Wahrheit nicht. *Sinn* ist ja schon das *Sinn-Verlangen*. Ich lasse mich nicht zur Phantasielosigkeit verurteilen. Gegen das *Nichts* fällt mir immer (das) *Etwas* ein. Und falls das nur eine Trotzhaltung wäre: gut so, besser als die ausgehöhlte Nichtsgläubigkeit, diese paradoxe Paralyse.

Sie paralyisiert Améry aber nicht. Wortreich spricht er seinen Existenzialkanon. In einer museumsführerhaften Geste, in vereinnahmend *wir-sagender* Katheder-Diktion, will er *uns* Lesende durch sein Elend (ver-)leiten. Ich komme nicht mit. So lasse ich mich nicht an der Hand nehmen. Immer weiter in der Landschaft zwischen Hamburg und Frankfurt und lesend bin ich, mit dem Gefühl, daß etwas Wichtigeres mir entgegen, und sei es auch nur die geduldige Mittelgebirgsgegend. Ich verpasse Erfahrungsmöglichkeiten durch Anschauungen, habe ich gewußt. Ich verpasse etwas von mir selber. Ich war mitleidig mit denen, die gezwungen sind, sterben zu *wollen*, und die mir von diesem Text wie im Stich gelassen vorkamen, wie völlig verloren, aufgeschmissen.

Ich erkenne Selbstverständlichkeiten über die absurde Freiheit, sich



Autor Améry*: Verteidigung des Suizidärs

selbst zu töten. Es ist so plausibel wie banal, daß der Todkranke selbständiger und, wenn auch in der verlassensten Weise, *freier* handelt, indem er sein Sterben bestimmt, als der andere Todkranke, der aus dem biologischen Ruin einen Wartezustand macht — doch schon finde ich sogar dieses allgemeinverständliche Urteil abstoßend, et-

* Am Mikrophon, bei einer politischen Demonstration 1976 in Frankfurt.

Bestseller

BELLETRISTIK	SACHBÜCHER
1 Kishon: <i>In Sachen Kain und Abel</i> (1) Langen-Müller; 22 Mark	Richter: <i>Flüchten oder Standhalten</i> (1) Rowohlt; 19,80 Mark
2 Hailey: <i>Die Bankiers</i> (2) Ullstein; 36 Mark	Mehnert: <i>Jugend im Zeitbruch</i> (2) DVA; 29,80 Mark
3 Golon: <i>Angélique und die Verschwörung</i> (3) Blanvafet; 32 Mark	Gruhl: <i>Ein Planet wird geplündert</i> (3) S. Fischer; 19,80 Mark
4 Clavell: <i>Shogun</i> (4) Droemer; 38 Mark	Barzel: <i>Es ist noch nicht zu spät</i> (5) Droemer; 19,80 Mark
5 Stone: <i>Der griechische Schatz</i> (5) Droemer; 29,80 Mark	Berlitz: <i>Das Bermuda-Dreieck</i> (4) Zsolnay; 25 Mark
6 Frisch: <i>Montauk</i> (6) Suhrkamp; 25 Mark	Kirschner: <i>Die Kunst, ein Egoist zu sein</i> (6) Droemer; 24 Mark
7 Kishon: <i>Familiengeschichten</i> (9) Langen-Müller; 19,80 Mark	Vester: <i>Phänomen Streß</i> (8) DVA; 29,80 Mark
8 Higgins: <i>Der Adler ist gelandet</i> (7) Scherz; 28,50 Mark	Collins/Lapierre: <i>Um Mitternacht die Freiheit</i> (10) C. Bertelsmann; 34 Mark
9 Crichton: <i>Der große Eisenbahnraub</i> (8) Rowohlt; 29,80 Mark	Friedrichs: <i>Olympische Spiele 1976</i> C. Bertelsmann; 28 Mark
10 Cordes: <i>Geh vor dem letzten Tanz</i> (10) Schneekluth; 28 Mark	Berlitz: <i>Das Atlantis-Rätsel</i> (7) Zsolnay; 25 Mark

Im Auftrag des SPIEGEL wöchentlich ermittelt vom Fachmagazin „Buchreport“.



gegen die Anmaßung der Gesellschaft

was Unbekanntes vorwegnehmend, als eine Anmaßung: wie leicht nennt man den letzten Elendszustand moralisierend „würdelos“, „sinnlos“, und denkt sich noch die Geschmacklosigkeit hinzu.

Ja, „geschmackvoll“ soll es sein rings um den Tod, bei Améry. Zugegeben: ich verhalte mich *freier*, wenn ich mich selbst töte, als wenn ich das letale Ergebnis von Karzinom, Sklerose, Lebenslauf abwarte. Andere Motivforschungen bleiben in den Sackgassen der seelischen Krankheiten stecken. Die „übelste Krankheit“ (wieder Goethe) ist die Empfindung vom Leben als einer „entsetzlichen Last“. Es muß, bei verwandten Grundmustern, doch für jeden einzelnen Suizidfall geradezu individualistisch differenziert werden. Die eine und einzig für alle passende innere Situation im Zentrum des vorletzten und des letzten Moments: ich kann mich ihr probeweise imaginativ annähern, ich kann sie, diese innere Lage des Améryschen Abspringenden, schließlich fast von *außen* verstehen — aber ich werde sie nie erfahren, solange ich sie nicht durch mich selber erfahre.

Es geht ganz gewiß bei jedem Suizidanten um ein Gemeinsames: um die „unerläßlichen Voraussetzungen allen Daseins“. Aber was weiß ich jetzt mehr? Vom Wiener Hausmädchen und seiner unerfüllbaren Kitschliebe über Schnitzlers Leutnant Gustl und seinen Ehrverlustwahn bis zu Otto Weiningers Paranoia und zu den Suizidanten Kleist und Celan spannt Améry seinen kleinen Lebenskegelbogen zu schwach. Das alles wirkt so unauthentisch und so possessiv auf mich. Die eine Kleist-Zeile, die mir auch überhaupt nichts beantwortet, aber erst recht nichts zum *Nichts* hin verleidet, sie erhellt mir unermesslich viel mehr vom Weltentsetzen, das ein Todesersehnen sein kann: *Die Wahrheit ist, daß mir auf Erden*

Als unser Jahrhundert noch jung war - der Magie und dem Rhythmus dieses Romans kann sich niemand entziehen!

Als unser Jahrhundert noch jung war, herrschte in Amerika Ragtime. Scott Joplins Synkopen strömten aus den Klavieren, und in den Einwanderergettos gingen die Menschen in Lumpen.



Die Handlung dieses Buches fügt sich aus einer Vielzahl von Szenen zusammen, die sich zu einem großartigen Panorama vom Beginn der Moderne, der Zeit, die unser aller Leben bestimmt, ausweitet. Szenen, die alle eingeschmolzen sind in den Rhythmus der Sprache, der in Doctorows großem Roman pulsiert, den Rhythmus des Ragtime. DM 28,-

nicht zu helfen war. Anderswo also dann, vielleicht? kann ich hier immerhin fragen. Ich kann mit so einer Zeile auf dem Auswegswert des Todes und demnach auf der Glückchance durch den Mut zum Tod beharren.

Ja: Mut? Ist es das Mutigste oder das Mutloseste, ist es das Hoffnungsvollste oder das Hoffnungsloseste, selbständig zu sterben? Es ist doch immer beides zugleich. Wir haben die Welt nicht gemacht, folglich können wir kaum etwas über sie wissen. Améry aber gibt vor zu wissen. Er ist bescheiden genug für diese Haltung. Das *Ich weiß, daß ich nichts weiß* ist wahrhaftig auch unbescheidener. Mir mißfällt, daß er mich und *uns* in seine Bescheidenheit einschmüren will.

Nach dem Tod ist das Nichts, verkündigt Améry verdächtig inspiriert, und verdächtig stimuliert es ihn, daß, vom Nichtigen her definiert, vom Tod, das Leben genau so nichtig, absolut absurd sei. Das Leben, diese Krankheit zum Tode bei Kierkegaard, wird für Améry aber doch sinnvoll dadurch, daß er es für sinnvoll hält, zum Beispiel Bücher zu lesen, sogar selber Bücher zu schreiben. Er stellt den Sinn des Lebens selber her und zeigt damit das Verhalten des seelisch Gesunden; doch so urteilen die elenden Psychologen.

Man lebt nicht mit den Toten, behauptet Améry. Es ist nicht wahr, weiß ich. Die Transzendenz gilt Améry nichts weiter. Da geht es so faktenlos zu. Wenn ich nicht das Unbewiesene, Äußerste erstrebte, säße ich nur noch in der Ecke wie ein verdrossener Hund. Auch, und erst recht, dem Tod gegenüber bin ich nicht wunschlos.

Würde doch Améry nur immer leidenschaftlich *ich* sagen! Würde er doch nicht als Gefühlssteppen-Kustos und Funktionär der Phantasielosigkeit im Plural majestatis ein Lesereverständnis fingieren. Er baut ein Feindbild von stupiden Spießherren auf, um sich einen Rehabilitationsanlaß für alles Suizidale zu erfinden. Wäre er doch so radikal subjektiv, wie er einseitig ist. Damit verantwortete er für sich persönlich seine Thesen. Das wäre dann seine „Selbstlegitimation“.

Ja, ich reagiere affektiv. Die Erfolgchancen der Seele, die hier Berufsverbot hat, sind schillernder als die des Verstandes. Wenn ich über die Todesarten nachdenke, muß ich sie nutzen. Améry schrieb eine Art Suizidverhütungsbuch: sein Tod ist nicht einladend. Sein Nichts ist, und er sagt es und es stimmt bei ihm, total ein *Nicht*. Aber seit ich die Stelle gelesen habe, an der ein ironisiertes Kirchenlied als Gegenbeweis vorkommt — *Wer nur den lieben Gott läßt walten* —, geht mir die Melodie im Kopf herum. Ich lasse Améry nicht walten. Adorno beantwortete Schuberts Musik mit Tränen. Améry schaufelt fürchterlich irdische Gräber. Man muß nicht dort hinein.

KATASTROPHEN

Puls der Erde

In einem kleinen Büro bei Boston operiert der Welt bester Katastrophen-Nachrichtendienst.

Als die „Schwefelgrube“, der Vulkan La Soufrière, vergangenen Montag explosionsartig Qualm, Lava und Asche spie, waren 72 000 Bewohner der Antillen-Insel Guadeloupe längst evakuiert; der Ausbruch hatte sich früh genug angekündigt.

Überrascht wurde dagegen in der Nacht zum Dienstag die Bevölkerung der Philippinen-Insel Mindanao und des Sulu-Archipels von einem Erd- und Seebeben. In Ruinen und Flutwelle starben über 5000 Menschen.

Wie Naturkatastrophen auch Landstriche mit dichtem Kommunikationsnetz noch gefährden, erwies sich erst vorletzte Woche, als Hurrikan „Belle“ auf Amerikas Ostküste zuwirbelte. Das New Yorker Büro des US-Wetterdienstes glied, so die „New York Times“, einem „Tollhaus“: Mit Karten und Computerdaten, aus Informationsfet-



Katastrophen-Karte in Cambridge Schwarzen Schnee erklärt



Erdbeben-Schäden auf Mindanao: Den Sturm überm eigenen Dach...

zen über Telefon und halbstündlich geschossenen Satellitenphotos suchten die Meteorologen zu ermitteln, welche der etlichen hunderttausend Küstenbewohner wohin in Sicherheit zu bringen seien.

Für ein anderes Team, in Cambridge an der kaum minder bedrohten Massachusetts Bay, war das alles nur Routine. Selbst Sturm überm eigenen Dach und Flut vor der eigenen Tür forderten den Wissenschaftlern nur mäßige Aufmerksamkeit ab.

„Belle“, so stellten sie fest, habe bei weitem nicht die Zerstörungskraft des

Hurrikans „Agnes“ von 1972 erreicht (drei Milliarden Dollar Schaden) und kam, verglichen mit der statistischen Häufigkeit atmosphärischer Störungen, überhaupt etwas spät im Jahr.

Die Institution, die den Aufruhr der Elemente und andere ungewöhnliche Vorkommnisse auf Karteikarten ad acta zu legen pflegt, nennt sich Center for Short-Lived Phenomena (etwa: Zentrum für kurzlebige Ereignisse). Gleichmütig, wie ein Arzt einem Fiebernden die Diagnose stellt, werden dort die unruhigen Pulsschläge der Erde registriert: Es ist der globale Kno-